Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 21 (1953)
Heft: 12

Artikel: Ethos der Freundschaft
Autor: Gyburc-Hall, Larion
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-570527

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 25.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ethos der Freundschaft

«Und so ist es mit der Liebe der Freunde;: ohne Mahnung, ohne Rütteln, in aller Stille fällt sie nieder und beglückt. Sie begehrt nichts für sich und gibt alles von sich . . .» (Nietzsche an Rohde, Oktober 1869.)

— Dass es so schwer ist, in verständlicher Sprache zu reden zu den Menschen, denen unsere Fühlweise fremd ist und beunruhigend. Wenn sich ein Dichter aus ihnen erhübe, aus dessen Blut sich gross und tönend der Vers erlöste, der ihrer Liebe Wonnen und Seligkeit sänge, — wie würde man den verachten, der hinginge, den Singenden zu schmähn — und den Gesang, — und der sagte, es werde die Zügellosigkeit gepriesen und die Lüsternheit, die Gier der entfesselten Sinne oder die Notdurft des Geschlechts. Dunkle Zeitläufte haben sich in den finstern Aussprüchen herzensverhärteter Asketen immer wieder gegen das «Blühen des Blutes» gewandt und die Kraft gelästert, deren Anhauch die Künstler aller Völker zu ihren ewigen Schöpfungen entfacht hat: Lionardo und Michelangelo, Claude Lorrain, Hölderlin, Mozart . . Aber weil gegen das Leben gerichteter Ungeist, weil alle sündige, die ganze Weltwirklichkeit verneinende Feindseligkeit gegen das Lebendigste, das es gibt, nichts auszurichten vermögen, hat sich über verödeten Seelenlandschaften immer wieder nach Niedergängen und Zusammenbrüchen das neue Lied erhoben, denn, wie sehr sich der Welt-Hass auch müht, dieser Erde das Schicksal der Erstarrung zu bereiten (Imre Madách, der grosse Dichter Ungarns, hat in seinem dramatischen Werk «Die Tragödie des Menschen» diese Angst vorausverkündet) — noch hat sich die ewige Gültigkeit der sieghaften Zeile aus König Salomons herrlichem Lied erwiesen:

«Ist denn nicht stark wie der Tod die Liebe,
Fest wie die Unterwelt ihrer Leidenschaft Kraft . . .
Lohende Glut — der Liebe Brand . . .?
Ach, alle Wasser vermöchten ihn nicht zu löschen,
Die Ströme der Welt, sie rissen ihn nicht hinweg . . .»

Auch sie ist geschmäht und herabgewürdigt worden, die alles Kreatürliche immer wieder schaffende Liebe, — und einzig als fortzeugende, den Bestand der Menschheit verbürgende Notwendigkeit hat man ihr sittlichen Rang zugebilligt, widerwillig und nur zu gern bereit, sie aus diesem wieder zu verdrängen in den Bezirk geduldeter Unsittlichkeit, von der nicht einmal die Segnungen der Ehe den ewigen Makel zu waschen vermochten. Dies konnte nur möglich werden, weil metaphysische Aengste es den Menschen wehrten, den aller Liebe innewohnenden unantastbaren Wert zu erkennen und anzuerkennen, — und dass sie ein Gut sei, ein heiliges, ganz unabhängig von ihrer Verknüpfung mit den Gesetzen der Zeugung und der Geburt. Geschlechtsfurcht hat das menschliche Herz zerrissen, dass es nicht mehr heimfinden kann in den umhegten Raum einer mit Gott ausgesöhnten Geschlechtlichkeit. Nicht Böswilligkeit und Irreligiösität haben die leidenschaftlichen Proteste gegen die Aechtung der Wert-Mitte unseres Lebens ausgelöst, die irrende Ueberschätzung und Ueberhöhung des Geschlechtlichen über alle andern Lebenswerte, ja, über die Liebe selbst hinaus. Jeder verdrängte, seines Rechtes und seines Ranges verwiesener Wert nimmt sich gern absolut, und eine Ueberbewertung des Geschlechtlichen tritt immer dann ein, wenn es der rechtfertigenden Liebe unmöglich gemacht wird, das Geschlecht hinaufadelnd zu umarmen. Am reinsten drückt sich diese Entrückung des Geschlechts aus allen andern Lebensbezügen im Tristan-Roman Gottfrieds von Strassburg aus, wo der christliche ordo seine Umstürzung erfährt, da sich in der Minnegrotte das sakramental aufgehöhte Wunder der Liebe inmitten einer zauberisch sich entfaltenden Natur vollzieht.

— Vom späten Rilke haben wir ein rechtfertigendes Wort über die zu Unrecht geschmähte und verächtlich gemachte Geschlechtsliebe. Indem der Dichter es einem Arbeiter in den Mund legt, beabsichtigt er, das Grundgefühl des unverbildeten Menschen auszudrücken, dass sein Bekenntnis nicht «Dichter-Erschleichnis» und Künstler-Wahn ist, sondern furchtloses Zeugnis für das im Tiefsten Beglückende des erotischen Erlebnisses:

> «Nun gibt es, scheint mir, ein völlig Unmessliches, an dem mit Masstäben, Messungen und Einrichtungen sich zu vergreifen, die Menschen nicht müde werden. Und hier, in jener Liebe, die sie mit einem unerträglichen Ineinander von Verachtung, Begierlichkeit und Neugier die ‚sinnliche' nennen, hier sind wohl die schlimmsten Herabsetzungen zu suchen, die das Christentum dem Irdischen meinte bereiten zu müssen. Hier ist alles Entstellung und Verdrängung, obwohl wir doch aus diesem tiefen Ereignis hervorgehen und selber wieder in ihm die Mitte unserer Entzückungen besitzen. Es ist mir, wenn ich es sagen darf, immer unbegreiflicher, wie eine Lehre, die uns d o r t ins Unrecht setzt, wo die ganze Kreatur ihr seligstes Recht geniesst, in solcher Beständigkeit sich, wenn auch nirgends bewähren, so doch weithin behaupten darf . . .»

Weil das Wissen um den Eigenwert der Liebe, die das Geschlecht lohend hineinnimmt in ihren feurigen Atem, verloren ging in den Jahrtausenden und die Dichter ihn immer wieder gegen die gesellschaftlichen Uebereinkünfte, die seine Leugnung verlangten, durchzusetzen hatten, haben wir es so schwer, Verständnis zu bereiten für die unsere, der die rechtfertigende Leibesfrucht versagt ist . . . Darum haben wir in den vergangenen Zeitläuften bis auf den heutigen Tag so unendlich viel zu leiden gehabt um den andersgesichtigen Eros und sein ewiges Daseinsrecht. Man hat uns geschmäht und geschunden, in die Kerker geschleppt und zu Tode gehetzt. Unsere Leiber hat man zerbrochen und in die Kloaken geworfen, — nur deshalb, weil unser Blut nichts anderes wusste, als zu blühn — und zu schweigen und weil wir nichts anderes gewollt haben, als das zu sein, was wir nach dem besondern Gesetz unserer Natur sein mussten. Viele von uns haben es stumm getragen und geduldet: die Lieblosigkeit und den Hass, die Ausstossung und Vereinsamung, die ausweglose Irre und alle Bitternisse schmachvollen Todes oder eines Verendens am Wegrand der grossen Lebensstrassen — Schicksale, mit denen uns zu beschenken sich das «Volk der Erlösten» nicht zu schade gewesen, auf dass ihre Tugend (Ach, sie vermochten sich nicht zu erinnern, wie der Herr sie gescholten, mit welch heftigen Worten er die Nichtswürdigkeit der «Tugendhaften» gegeisselt) — die Tugend der Wohlanständigkeit strahlender leuchte in einer entchristlichten Welt. Stärkere von uns haben sich nicht zerbrechen lassen (wiewohl man sie gern zerbrochen hätte). Sie «wandten sich aus allem Sollen und Dürfen und gingen ein in die Heimat ihres Selbst, in das grosse und einfache Müssen . . .» (Ernst Wiechert) und wussten mit dem Dichter, dass Gott die über dem Herzen zeichnet, die er lieb hat, — und dass Erwählung zu einem tieferen und ungewöhnlicheren Leid heimliches Zeichen einer hintergründigen und ewigen Erwählung zu einem aussergewöhnlichen Tun, zu einem besonderen Werk ist.

In seinem Buche «Königliche Hoheit» hat Thomas Mann in einem andern Zusammenhang zwar, für uns indes auch gültigem Bezug geklagt, das Schlimme sei, dass eigentlich niemand unsere Würde hüte, wenn wir selber dies nicht täten. Alles arte so leicht in Schimpf und Schande aus . . . und so sei an dieser Stelle ein inneres und an uns selbst gerichtetes Wort zur Rechtfertigung unserer Liebe und unseres Liebesvollzugs gesagt, ein ordnendes Wort zu unsern Geschlechtsbezügen: Für die Menschen gibt es keine Rechtfertigung geschlechtlicher Begegnung aus der Not des Verlangens a l l e i n . Dass uns weder unweise Ueberheblichkeit, verächtliche Abwertung, wie

hemmungslose Gier vor dem Geschlecht nicht anstehen, haben wir alle erfahren. Vor diesem grossen Wunder, dieser «Mitte unserer Entzückung» wie Rilke sich bekannt, ziemt die stille und demütige Haltung vor etwas, das grösser ist als wir selbst und das mächtiger ist als alle hemmende Not. Die es leugneten, haben die Macht der geistigen Persönlichkeit, die Schrecken der Hölle und die Fürchterlichkeit irdischen und ewigen Gerichts dagegen aufgerufen und mussten am Ende doch einsehen, um wievieles richtiger der Dichter unterwiesen war, der dem jungen Freund den Blick dafür erschloss, wie sehr «alle Schönheit in Tieren und Pflanzen eine stille dauernde Form von Liebe und Sehnsucht sei ...» und dass man das Tier anschauen solle, wie man die Pflanze sehe, «geduldig und willig sich vereinigend ... nicht aus physischer Lust, nicht aus physischem Leid, Notwendigkeiten sich neigend, die grösser seien, als Lust und Leid und gewaltiger denn Wille und Widerstand ...»

Die stille und demütige Haltung vor dem Geschlecht, das aufrichtige Bekenntnis zum Geschlecht spricht uns nicht los vom Auftrag zur Adelung des Geschlechts aus der Kraft der Liebe. Nichts berechtigt uns, die «Fülle und den Glanz alles Wissens von der Welt» (die in der Lust des Geschlechts enthalten sind) «als Reiz an die müden Stellen unseres Lebens zu setzen, als Zerstreuung, statt der Sammlung zu Höhepunkten» — und so zu tun, wie die ewig Ungeduldigen, die «sich einander hinwerfen, wenn die Liebe über sie kommt» — und die «sich ausstreuen, so wie sie sind — in all ihrer Unaufgeräumtheit, Unordnung und Wirrnis ..» und die diese Gemeinsamkeit «so gern Glück nennen möchten ...» — Und obzwar ich weiss, dass unsere unermessliche Not uns unentwegt solchen Missbrauch des grossen Geheimnisses, das im Geschlecht beschlossen liegt, anrät, — ja, dass die Not, die die Menschen über uns bringen, uns zur flüchtigen und unausschöpfendem Genuss der unendlichen Möglichkeiten, wie sie das Geschlecht für uns bereit hält, zwingt (— weil das ungestillte Verlangen und die mächtig aufgestaute Sehnsucht uns die Nutzung des «Augenblicks» aufzuerlegen scheint), möchte ich aussprechen dürfen, was die Stimme des Herzens uns immer wieder zugeraunt haben mag, — dass dies nicht das Rechte sei.

Das Geschlechtliche nicht losgelöst aus seinen ewigen Bezügen, sondern als Daseinsvertiefung erleben und erstreben, bedeutet die uns Menschen einzig würdige Form der Geschlechtsentfaltung. Bleibt uns irdische Fruchtbarkeit vorenthalten, — so sind wir deswegen doch nicht von der geistigen, seelischen und menschlichen ausgeschlossen, denn nicht anders als jene, die uns nicht verstehen können, weil ihr Herz anders fühlt, ist unsere innigste Gemeinsamkeit (Man verzeihe, dass ich der Dichter Wort für unser besonderes Liebes-Schicksal deute und wende!) genau wie das der andern, so wir das Wunder nur in der rechten Weise — das heisst: nie ohne Liebe — vollziehen, «unbeschreiblich schön und reich ... und voll ererbter Erinnerungen aus Zeugen und Gebären von Millionen ...» Und auch wir, die wir «in den Nächten zusammenkommen und verflochten sind in wiegender Wollust, tun eine ernste Arbeit und sammeln Süssigkeit an, Tiefe und Kraft für das Lied irgendeines kommenden Dichters, der aufstehn wird, um unsägliche Wonnen zu sagen.»

Das Geschlechtliche als Daseinsvertiefung erleben, das heisst für uns, den e i n e n Freund lieben und n u r ihn und keinen neben ihm. Ich weiss, was dagegen einzuwenden wäre: dass vielen von uns der Freund zu finden versagt sei und dass das Blut dennoch blühe und zu blühen begehre ..., dass unsere ausschliessende Liebe sich an den Unwerten verschwenden könne, weil das Herz doch nicht frage nach Wert oder Würdigkeit und das Wunder der Liebe Gnade sei, die sich nach unenträtselbaren Verordnungen hinschenke ... — dass verhängnisvolle Fügung uns die Neigung vieler zubringen und Gewöhnung unverdienter Fülle zu Unersättlichkeit verführen mag ..., —

dass endlich ohne andere als erbarmende Liebe wir uns dem Darbenden neigen müssten, dessen entbehrende Not unsere Menschlichkeit anrühre ... — Ich weiss, und wer von uns hätte es nicht leidvoll erfahren, dass bessere Einsicht und das schlechtere Verhalten zweierlei sind und bleiben werden, — und so sollen meine Worte auch nicht gedeutet werden als unziemliche Rüge, die keinem von uns zusteht, der nicht die Bitternisse der Entbehrung, der Not und der Vereinsamung selbst bis in die Zustände der Verzweiflung hinein erfahren hat. Aber lasst mich ausgraben das vergessene Wort unseres Novalis, der wusste, dass «die neue Welt» (Und was wollten wir denn anders, als mitschaffen helfen an einer neuen, einer besseren und gütigeren Welt?) «aus Schmerzen nur geboren werden kann ...» — jenes ihm aus den Abgründen der Seele heraufgestrahlte Wort: «Aber das grösste Gut, das uns geschenkt ist, das ist die Sehnsucht ...» — Die Sehnsucht unserer Seele, — sie ist und bleibt unser bestes Teil, dies im besonderen und tieferen Sinne als bei den andern; denn sie ist es, die uns im überpersönlichen und allmenschlichen Sinne schöpferisch macht. Adel der Sehnsüchtigen, deren Unerfülltheit und Friedlosigkeit tragisch den Weltsinn ihres Daseins zu leugnen scheint, — und die Gefährlichkeit ewigen Sattseins hat uns das Wort Ernst Wiecherts ausgewiesen, da er von jenen spricht, «die ewig in der Sehnsucht lieben», und von den andern, die dies «ewig in der Erfüllung» täten. Jene seien absolut betrachtet immer unglücklich, — diese hingegen immer glücklich. — Aber jene pflegten in Schönheit zu sterben ... und diese erschössen sich meist, oder vergifteten sich oder stürben am Ekel ...

Am Ekel zu sterben, am Ekel vor übersattem Zuviel, am Ekel vor leerem Herzen, das sich unwürdig ausgegossen und am Ende zu reichlich genossener Lüste sich sehnsuchtslos wegkehrt von einer verödeten Welt, — ist böseres Ende als das jener Unglücklichen, denen Leben und Schicksal nicht einmal den einen Freund gegönnt. Wem ist denn die Liebe wirklich vorenthalten geblieben, — dem, der genoss und der nichts tat, als dies und die Gnade, die ihn so überreich beschenkte, unter die Füsse trat, — oder jener, der sich in Sehnsucht verzehrte und dessen unerfüllt gebliebene Sehnsucht Gestalt gewann in einem Werk der Liebe für Viele und der eine Welt, die nicht aufhören will, sein Liebes-Schicksal zu schmähen, mit einer Tat der Menschlichkeit beschenkte und beschämte: Henri Dunant, — der aus der ewigen Sehnsucht das bezwingende Lied, Musik von unendlichem Wohllaut, erlöste: Pjotr Iljitsch Tschaikowskij, — der dem Stein oder der Sprache Gebilde von göttlicher Schönheit abrang: Michelangelo ... sie alle haben das Wirkgesetz ihres ungewöhnlichen Daseins, das kein sinnloses gewesen ist, wenngleich es ihrer Sehnsucht die Erfüllung geweigert haben mochte, in einem Masse erfüllt, wie es die Glücklicheren nie vermögen, da sie die Unzulänglichkeit ihrer Menschlichkeit aufzuheben vermochten, «denn», — der unerbittlichste unserer Dichter — Stefan George — hat es bis zur Erschütterung erfahren: «der ist der grösste Wohltäter für alle, der die eigene Schönheit bis zum Wunder vervollkommnet ...» Nicht in lauter und brausender Erfüllung — wie sehr unser immer mehr vereinsamender Wandel dies auch manchmal wähnt — entfaltet sich denen das Glück, denen die Gnade einer grossen Freundschaft verwehrt worden ist. Sie erfahren das Wunder der Liebe in seiner höheren Gestalt, im Leide, nicht in dem zerstörerischen, vernichtenden, tötenden, — sondern im schöpferischen und Gebild schaffenden Schmerz wird ihnen das Grössere hingeschenkt, dessen ewiger Sinn sich ihnen mehr und mehr enthüllt, dass sie besser vermögen das unruhvolle und aufbegehrende Herz, das ungeduldig bis ans Ende harrende, zu beschwichtigen mit den Worten des «Nordischen Magus»: «Herz, sei wie ein stilles Meer ...»

«Herz, sei wie ein stilles Meer . . .» Der dies zu sagen vermag, hat überwunden: die Bosheit der Welt wie das Glück der Freunde, das er nun neidlos zu gönnen weiss, — die eigene Sehnsucht wie den bohrenden Schmerz, — seine Verlassenheit und seinen stillen Sieg über das verwundete Herz. Er steht da, wo er Ja sagt zum Augenblick. Und indem er dies tut, sagt er zu seinem ganzen Dasein Ja . . . «denn es steht nichts für sich, weder in uns selbst, noch in den Dingen», begütigt die späte Weisheit Nietzsches, «. . . und wenn nur ein einziges Mal unsere Seele wie eine Saite vor Glück gezittert und getönt hat, so war alle Ewigkeit nötig, um dies eine Geschehen zu bedingen und alle Ewigkeit war in diesem einzigen Augenblick unseres Ja-sagens gutgeheissen, erlöst, gerechtfertigt und bejaht . . .»

Larion Gyburc-Hall.

STEFAN GEORGE: WALLER IM SCHNEE

Mir ist als ob ein blick im dunkel glimme.
So bebend wähltest du mich zum begleite
Dass ich die schwere wandrung benedeite.
So rührte mich dein schritt und deine stimme.

Du priesest mir die pracht der stillen erde
In ihrem silberlaub und kühlen strahle
Die frei der lauten freude und beschwerde.
Wir nannten sie die einsam keusche fahle

Und wir bekannten ihren rauhen mächten
Dass in den reinen lüften töne hallten
Dass sich die himmel füllten mit gestalten
So herrlich wie in keinen maien-nächten.

Stefan George starb im Dezember 1933 in einem Tessiner Krankenhaus